

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 26/3 (1999)

DOI: 10.11588/fr.1999.3.47725

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

ZWISCHEN KRIEGS- UND KUNSTGESCHICHTE,
TRADITION UND MODERNE: FONTANES BERICHT ÜBER
SEINE »OSTERREISE« IN FRANKREICH 1871

Die Reise Theodor Fontanes im April und Mai 1871 hatte ein Vorfeld, durch das ihre Beschreibung wesentlich mitbestimmt wurde. Schon einmal, Ende September des Vorjahres, war er ins kriegsbesetzte Frankreich gereist, jedoch nicht weit gekommen. Eine unvermutete Kriegsgefangenschaft¹ hatte ihn daran gehindert, ein Auftragswerk auszuführen: Stätten des Krieges oder, aus deutscher Sicht, des Sieges aufzusuchen und zu beschreiben. Fontanes unfreiwillige Erlebnisse trugen nun entscheidend dazu bei, einiges von seinem zeitgenössischen nationalen Vorurteilsdenken zu relativieren, mit dem auch er zunächst dem deutschen Heereszug gefolgt war². Außerdem verarbeitete er sie, statt den erwarteten Sensations- und Schreckensbericht aus *Feindesland* zu geben, zu einem Kriegsbuch besonderer Art (»Kriegsgefangen. Erlebtes 1870«)³, »zu neun Zehntel ein Idyll«⁴ in einem *Nachbarland* Deutschlands. Daran konnte und wollte er auf der zweiten Reise anknüpfen und veröffentlichte: »Aus den Tagen der Okkupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871«.

Es kam – ausgeprägter noch als zuvor⁵ – eine doppelte Kriegsbeschreibung zustande, eine persönlich erzählerische und eine mehr historiographisch-dokumentarische (»Der Krieg gegen Frankreich 1870–71«⁶). Erstere, durch den Untertitel der

- 1 Hermann FRICKE, Theodor Fontanes Kriegsgefangenschaft 1870. Quellenmäßig dargestellt, in: Der Bär von Berlin 5 (1955) S. 53–73. – Zu einem Teil der Haftzeit siehe René CHEVAL, *La captivité de Theodor Fontane à la citadelle de Besançon en octobre 1870*, Besançon 1983.
- 2 Vgl. z. B. Fontanes Brief an seine Frau, 5. August 1870: »Blos damit Lude Napoleon festsitzt oder damit der Franzose sich ferner einbilden kann, er sei das Prachtstück der Schöpfung – um solcher Chimäre willen der Tod von Tausenden!« (Emilie und Theodor FONTANE, *Der Ehebrieffwechsel*, 3 Bde., hg. von Gotthard ERLER unter Mitarbeit von Therese ERLER, Berlin 1998, Bd. 2, S. 510).
- 3 Vgl. E. F. GEORGE, Fontanes »Kriegsgefangen«. Eine Interpretation, in: *Studia Neophilologica* 55 (1983) S. 181–186. – Ilse TIPPKÖTTER, Theodor Fontane: Kriegsgefangen. Über die Wahrnehmung des Fremden, in: *Diskussion Deutsch* 26 (1995) S. 264–276.
- 4 Brief an Rudolf von Decker, 13. Dezember 1870, zitiert nach: Theodor FONTANE, *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Briefe 1870/71*. Mit einer Einleitung von Günter JÄCKEL, Berlin 1984, S. 255.
- 5 Bei den Kriegen 1864 und 1866 hatte Fontane seinen Büchern jeweils Reisebriefe vorausgehen lassen; vgl. die knappe Übersicht bei Charlotte JOLLES, *Theodor Fontane*, 4. Aufl., Stuttgart und Weimar 1993, S. 29.
- 6 John OSBORNE, *Meyer or Fontane? German Literature after the Franco-Prussian War 1870/1*, Bonn 1983, Kap. 2: *The War against France* (Deutsche Fassung unter dem Titel »Theodor Fontane und die Mobilmachung der Kultur. Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871«, in: *Fontane Blätter* 5, 1983, S. 421–435). – Gudrun LOSTER-SCHNEIDER, Zur Neuauflage eines Kriegs- und Antikriegsbuches: Theodor Fontanes »Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871«, in: *Francia* 14 (1986) S. 610–617.

Gattung Reiseliteratur zugewiesen, hat die größere Aufmerksamkeit bei der – insgesamt gegenüber diesen verschiedenartigen Kriegsbüchern noch immer sehr zurückhaltenden – Forschung gefunden, und zwar vorwiegend hinsichtlich der Problemkomplexe Differenzierung des Feindbildes⁷ und Literarisierung des Berichteten⁸. In welchem politischen und sonstigen ideellen Kontext⁹ aber stehen diese Probleme? Wie ordnen sie sich welchen hauptsächlichen Wahrnehmungen des Reisenden zu? Und inwiefern sind dies die genretypischen Wahrnehmungen¹⁰ einer Fremde allgemein und von fremden Gegebenheiten im einzelnen?

Ober- und Untertitel des zweiten Reisebuches über den Deutsch-Französischen Krieg, so lautet die Leitthese des vorliegenden Beitrages, deuten auf eine bipolare Anlage hin und lassen sich als eine programmatische Positionsankündigung des Autors lesen. Dem militärischen Terminus »Okkupation« eignet die usuelle Nebenbedeutung »Gewalt«/»Gewaltsamkeit«, die somit an exponiertestem Ort hervortritt und als signifikant für das zu entrollende Kriegsbild erscheint. Sie bildet zudem partiell das *tertium comparationis* mit Ostern (Karfreitag). Da die Reise aber am Oster-sonntag, am Auferstehungstage beginnt, kontrastieren beide Begriffe, Okkupation und Ostern, auch miteinander. Sie bezeichnen ein Spannungsfeld von anhaltendem Kriegszustand (Bürgerkrieg gegen die Pariser Commune) und erhoffter baldiger Befriedung namentlich der an Deutschland gefallen Gebiete, bei der statt administrativer Härte ein christlich einsichtiger »deutscher Geist« obwalten möge – verpflichtet dem Heiligen Geist des Pfingstfestes, in dessen Vorfeld die Reise endet. Zwischen diesen metaphorisch ideellen Ausgangs- und Schlußpunkten entfaltet sich ein stark persönlich geprägter Erlebnisbericht¹¹. Zwar durchaus fern von absoluter Kriegsgegnerschaft¹² und nationaler Vorurteilslosigkeit¹³ stehend, verschweigt der

7 Vgl. letzthin, mit angefügter Literaturübersicht, Hans T. SIEPE, »Wohl wieder zu franzosenfreundlich« und »ohne alle Voreingenommenheit«. Theodor Fontanes Berichte aus Frankreich 1870/71, in: Visions allemandes de la France (1871–1914). Frankreich aus deutscher Sicht (1871–1914). Études réunies par Helga ABRET et Michel GRUNEWALD, Bern, Berlin (etc.) 1995, S. 297–316.

8 Besonders erhellend darüber ist die Studie von Lothar KÖHN, Die Schrecken des Modernen. Fontanes Begründung realistischer Erzählprosa: »Aus den Tagen der Okkupation« (1871), in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 70 (1996) S. 610–643. Herausgearbeitet wird dort (S. 613f.) an »Kriegsgefangen« und an der »Osterreise« u. a. »ein dreistufiges Erzählmodell, das die Modelung vom autobiographisch Erfahrenen zum sachlich Berichteten vorführt« und in eine kritische Auseinandersetzung mit der französischen Moderne mündet.

9 Wichtige Hinweise dazu bei KÖHN (wie Anm. 8) passim und bei Pierre-Paul SAGAVE, Berlin und Frankreich 1685–1871, Berlin 1980, Kap. VIII Ein Berliner Kriegskorrespondent in Frankreich: Fontane 1870–71.

10 Peter J. BRENNER, Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte, Tübingen 1990, Kap. I.2: Die Erfahrung des Fremden.

11 Von der Gattung der kriegbedingt entstandenen »Erlebnisbücher« Fontanes spricht Christian GRAWE, Von Krieg und Kriegsgeschrei. Fontanes Kriegsdarstellungen im Kontext, in: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Fontane-Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam. Mit einem Vorwort von Otfried KEILER, Berlin 1987, S. 67–106, hier S. 68.

12 Vgl. Gerhard FRIEDRICH, Fontanes preußische Welt. Armee – Dynastie – Staat, Herford 1988, S. 126 und 174. Zu überprüfen gilt allerdings, vor allem hinsichtlich der »Osterreise«, die These (S. 129): »Seine Bücher [Fontanes Kriegsbücher; W. A.] entstehen auf dem Boden der totalen Identifikation mit der preußischen Armee und ihren kriegerischen Leistungen.«

13 Siehe Gudrun LOSTER-SCHNEIDER, Der Erzähler Fontane. Seine politischen Positionen in den Jahren 1864–1898 und ihre ästhetische Vermittlung, Tübingen 1986, S. 82f.

Autor dennoch weder eklatante Folgen der Gewalttätigkeiten, noch versagt er sich wohlmeinende Reflexionen über die Nachkriegszeit. Zur traditionellen religiösen Begriffssymbolik von Tod und Auferstehung sowie von Verzweiflung und Erleuchtung treten die säkularisierten Dualismen Zerstörung und Neubeginn sowie Niedergang und Wiedergeburt hinzu. Ihre soziale Sinnkomponente erwächst einer grundlegenden kulturhistorischen Bedeutungsschicht, die die durchweg alternierenden Bereiche Kriegs- und Kunstgeschichte umfaßt. Und ebendort lagen die Hauptinteressen des Reisenden, die seine Wahrnehmungen bestimmten sowie seine Kritik an einem französischen Modernismus als Inkarnation des in und an diesem Lande ihn zutiefst beunruhigenden Fremden.

I

Fontane unternahm eine Fortsetzung der 1870 unfreiwillig abgebrochenen Reise »Ins alte, romantische Land«¹⁴. Mit dem verkürzten Zitat bezog er sich auf die erste Stanze in Christoph Martin Wielands Epos »Oberon« (1780):

*Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt' ins alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh', in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel¹⁵.*

Sehr feinsinnig ist der – bis zu Homer zurückzufolgende – traditionelle Musenanruf durch Fontane als eine Art Absichtserklärung ins Gegenwärtige gewendet worden. Dabei korrespondiert seine immer wieder erklärte Vorliebe für die Historie Frankreichs der Wielandschen Begeisterung für mittelalterliche Ritterepen aus einem ihrer Herkunftsländer. Tritt bei Wieland das Wunderbare »der Vorwelt« letztlich in einer Heiden-Krieger und christliche Ritter ideell einenden Humanität hervor, so empfängt der gefangene Preuße vom »Gegner« unverhoffterweise zahlreiche Taten und Gesten der Menschlichkeit. Sie zerrissen »den Nebel« vorgefaßter Anschauungen soweit, daß die Titelproblematik »Kriegsgefangen« sehr ungewöhnlich behandelt wurde und der Verfasser des Berichts, wie er im Überblick »Aus den Tagen der Okkupation« vermerkte, sich »vielfach« den Vorwurf einhandelte, »eine unverständige, selbst unpatriotische Milde« bei seiner »Beurteilung des »Erbfeindes« gezeigt zu haben«¹⁶.

14 Theodor FONTANE, Sämtliche Werke. Bd. 16: Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Aus den Tagen der Okkupation, hg. von Edgar GROSS, München 1962, S. 7 (Überschrift für die Erste Abteilung des Buches).

15 C. M. WIELANDS sämtliche Werke, Bd. 20: Oberon. Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen, Leipzig 1839, S. 5.

16 FONTANE (wie Anm. 14) S. 391, Fußnote. Nach dieser Edition alle Zitate aus den »Tagen der Okkupation«, mit bloßer Seitenangabe im fortlaufenden Text.

Derart gewandelt und schärferen Blickes trat Fontane seine »Osterreise«, eine zeitgemäße Eisenbahnreise statt eines poetisch imaginierten Ritts, ins Kriegsland Frankreich an – weniger um eine kriegerische als vielmehr um eine künstlerisch-historische Romantik aufzuspüren. Er suchte sie dort, wo sie von der europäischen romantischen Kulturbewegung um 1800 neu entdeckt worden war: an und in den gotischen Kathedralen. Zuvörderst jedoch erhielt er sich ein ursprüngliches Romantik-Verständnis, rückbezogen auf eine europäische »Altromantik«¹⁷, das ähnlich auch Wielands »romantisches Heldengedicht« ausdrückt: romantisch als gleichbedeutend mit schön, poetisch, ästhetisch reizvoll, gefühlssteigernd usw. Das Historische vermittelte sich Fontane nach wie vor, unverändert seit den England- und Schottland-Reisen der fünfziger Jahre, vielfältig über die Ebene der Ästhetik. Unverzichtbar nannte er, angesichts der Kathedrale von Reims, denjenigen »historische[n] Reiz, dessen Schönheit ... verklärend wirken, das Schöne noch schöner, das Massive leichter, das Schwere graziöser gestalten sollte« (S. 181). Für den Kriegsbereich indes galt Analoges nicht uneingeschränkt.

Ebensowenig wie Wieland eine bloße Turnierwelt bot Fontane eine ungebrochene Ästhetisierung und Verherrlichung neuzeitlicher, das heißt konkret: siegreicher deutscher Kriegs-»Kunst«. Er beobachtete und berichtete mit gewisser Teilhabe am Siegerstolz, doch allemal ohne chauvinistische Tendenzen. Vielfach ließ er Schattenseiten des Krieges sichtbar werden. Gleich auf der Hinfahrt drangen sie hervor und verhinderten einen erwarteten schönen Anblick, »die geputzten Leute, auf die der Festtagsreisende doch eine Art traditionellen Anspruchs hat«; aber: »Was davon da war, verschwand in den hundertfältigen Uniformen von Freund und Feind« (S. 161). Symptomatisch erscheint, daß die riesigen, partiell neuartigen Militäraktionen aus Fontanes Blickwinkel Traditionen zerbrachen, vorrangig alle herkömmliche Kriegsromantik. Auf dem Ende 1870 heiß umkämpften Mont Avron festigte sich ihm eine nach und nach angebaute Erfahrung: »So interessant nun auch der Besuch dieser »Stätte der Zerstörung« war, so war doch das Wichtigste, was mir dieselbe bot, nicht ihr romantischer Schrecken, auch nicht ihr landschaftlicher Schönheitsreiz, sondern der *Einblick in die Situation*, den sie gewährte« (S. 231). Bei den Beschreibungen von Kriegsschauplätzen war für ihn leitend, was er – nicht zuletzt zu seiner Positionsstärkung – den »Korrespondenzen aus dem großen Hauptquartier« (als deren Verfasser der Geheime Hofrat Schneider¹⁸ gilt) entnahm: neben der »militärisch-diplomatischen Zuverlässigkeit vor allem auch die Leidenschaftslosigkeit in betreff des Feindes«, der nirgends »verkleinert, unterschätzt, am wenigsten geschmäht« werde (S. 391, Fußnote).

Durchweg bemühte Fontane sich um solche historische Objektivität und Prägnanz des Berichteten. Er vermittelte jeweils einen sachlichen Überblick über das Kampfgeschehen, gemeinhin gegliedert nach: Ausgangssituation, Truppenkontin-

17 Ihre Differenz zur deutschen »Neuromantik« um und nach 1800 entwickelte Fontane des Näheren in einem Aufsatz über Willibald Alexis und in nachgelassenen Aufzeichnungen über Achim von Arnims historischen Roman »Die Kronenwächter«; beides von 1872.

18 Louis Schneider (1805–1878), Schauspieler, Regisseur und Schriftsteller, später Sekretär König Wilhelms I. von Preußen; wie Fontane langjähriges Mitglied im Berliner literarischen Verein Tunnel über der Spree.

genten und ausschlaggebenden Gefechtshandlungen. Außerdem stellte er alle Schlachtfeldbeschreibungen in kontrastierende Kontextbezüge, durch die er teils kritische bis ironische Brechungen erzielte, teils über die – ohnehin stets verknappten – militärhistorischen Faktendarlegungen hinaus zu größeren *menschlichen* Problemzusammenhängen vorstieß.

Eine erste längere Station des Reisenden, in Saint-Denis, beginnt und endet unter dem Eindruck der örtlichen Basilika, der Begräbnisstätte der französischen Könige, die er irrtümlich ebenfalls als Kathedrale ansah. Dort erlebt er, nach mehreren Schlachtortbesichtigungen den Höhepunkt des Aufenthaltes, einen dreifachen Kunstgenuß von miteinander harmonisierender Sepulkralplastik, Orgelmusik und Gesangdarbietung. Dieser ungestörte Genuß gewinnt eine symbolträchtige Perspektive, wenn bemerkt wird: »So lösten sich auf eine Stunde hin die französischen Orgelklänge und die deutschen Sangesweisen ab« (S. 251). Kunst kann dazu beitragen, Kriegsgegner wieder zu friedlichen Nachbarn zu machen. Und maßgeblich ihr verdanken sich die »schönen Tage von St. Denis«, die gleich »den unerbittlich zitierten ›von Aranjuez‹ nicht den Vorzug ewiger Dauer genießen« (S. 252). Im leicht ironisch herangezogenen, weil eigentlich schon als vernutzt erachteten Schiller-Zitat (»Don Karlos«, Vers 1) widerspiegelt sich eine gelöste persönliche Stimmung. Fontane hat die gepriesene Zeit an der Seite eines ihm sehr nahen Menschen verbringen können, an der Seite seines eingezogenen Sohnes George¹⁹, der den Krieg wohlbehalten überstand.

Ähnliches wie das berichtete Kunsterlebnis leistet an anderer Stelle ein Blick auf geschichtsträchtige Amouren von Henri IV. Die historische Rückschau wird unmißverständlich eingeleitet: »Der gute König Heinrich – nach einem Schlachtbericht [über Amiens; W. A.] muß mir diese Abschweifung gestattet sein – war nirgends gütiger als in Liebessachen; am allergütigsten aber war er gegen seine schöne Gabriele« (S. 273). Es folgt nicht lediglich einer der anekdotischen Einschübe, wie Fontane sie sonst zur verlebendigten Geschichtsdarstellung vorzog. Vielmehr hat er »diese Abschweifung« funktionalisiert zugespitzt auf den Gegensatz von kriegerischer Brutalität und allgemeinmenschlicher Güte. Den Ausgang der Liebesromanze indessen streift er bloß distanziert. »Gabriele starb an einer jener ›vergifteten Orangen‹, ohne die der kleinere Romanschriftsteller nicht bestehen kann« (S. 274). Als anspruchsvoller Erzähler bricht Fontane die melodramatische Schlußepisode ab. Statt dessen ironisiert er kürzlich vernommene Zweifel am Adel der königlichen Geliebten, da es mit ihm sonst »nicht viel mehr auf sich haben würde, als mit dem Adel der ›Gustel von Blasewitz‹« (S. 274). Abermals Schiller (»Wallensteins Lager«, 5. Auftritt), abermals ein in sich gebrochener Bezug auf den seinerzeit populärsten Klassiker der Deutschen. Eine dabei offenkundig bedachte Absicht wird noch zu erörtern sein.

Mit kräftiger Selbstironie hat Fontane auffälligerweise die kriegsentscheidende Sedan-Schlacht konterkariert. (Als er noch inmitten der Arbeit an seinem Buch war, wurde bereits ihr erster Jahrestag enthusiastisch gefeiert.) Zwar bewundert auch er diese »herrlichste Schlacht, die in neuerer Zeit geschlagen worden ist« (S. 366), doch

19 Vgl. Christian GRAWE, Fontane-Chronik, Stuttgart 1998, S. 140. – Vgl. außerdem Fontanes Briefe an seine Frau, 17. bis 20. April 1871; Emilie und Theodor FONTANE (wie Anm. 2) Bd. 2, S. 559–562.

seine Besichtigung des Schlachtfeldes, in Begleitung einiger Offiziere notgedrungen hoch zu Roß, verläuft gänzlich unheldisch. Erst hält sich der ungeübte Reiter Fontane »tapfer genug«; vorerst ist ihm, wie es diesmal frei nach Schiller (»Die Bürgerschaft«, Schlußstrophe) und wiederum recht unernst heißt, »das Schlachtfeld kein leerer Wahn« (S. 364), dann geht das Pferd ihm durch. So kommt es zu einem ausführlich geschilderten »berühmten Sedan-Ritte, dem ich geglaubt habe ein ganzes Kapitel widmen zu müssen« (S. 370). Nämlich offenkundig als eine Art Satyrspiel zum besonders tragischen Akt von Bazailles, in dem sich alle Herrlichkeit verflüchtigt: »Ich habe keine Stätte gesehen (Bitsch, Straßburg, Mezières mit einbegriffen), wo der Schrecken des Krieges so laut gepredigt hätte. ... Bazailles ist nicht partiell zerstört, sondern total« (S. 362). Jegliches Kriegspathos relativiert sich allemal, wenn der *beiderseitigen* Kriegsoffer gedacht wird.

Und diese Opfer, die militärischen wie die zivilen, hat Fontane bei kaum einer Schlachtfeldschau vergessen. Sehr genau registriert er das über die Bevölkerung hereingebrochene Leid und gelegentlich einer Begegnung mit Waisenkindern in Bazailles bittet er seine Leser, es – wo nötig²⁰ – caritativ lindern zu helfen. Mitgefühl für die geschädigten Überlebenden und letztlich *mahnendes* Totengedenken verbinden sich, zumal die Schlachtplätze immer wieder als riesige Gräberfelder wahrgenommen werden, deren Schilderung zur (Neu)Besinnung provozieren soll: »Grab reiht sich an Grab. ... Die Gräber sprechen hier in Savy, aber sie sprechen nicht allein. [Absatz] Beredter noch von dem Kampfe, der hier getobt, zeugte ein umgestürztes Kruzifix, das bis dahin inmitten des Kirchhofs aufgeragt hatte. Es lag in Nesseln vergraben, der Christus war fort, und nur oben, auf halb verborgener Tafel, stand noch das: I.N.R.I.« (S. 335). Dies ist zweifellos mehr als einer der pointierten Kapitelabschlüsse, die zum Konzept der Literarisierung des Erlebnisberichtes gehören. Vermittelt wird einer derjenigen Gedanken des Reisenden, aus denen sukzessive die Perspektive einer Wiedergeburt geordneter, religiös gegründeter Verhältnisse hervortritt, auf die das Buch ideell zuführt. Christus, der Inbegriff der Nächstenliebe und Friedfertigkeit, muß wiedergefunden werden, soll es nach dem Kriege ein gedeihliches Nebeneinander für Sieger und Besiegte, aber auch der Franzosen unter sich geben²¹.

So etwa lautet »die Botschaft« des Kriegsplatzbesuchers. Ihr entsprechend blieb die überkommene Terminologie der »Heldengräber« (u. a. S. 448), des Todes fürs Vaterland (S. 335 u. ö.), des Siegerruhms (S. 429 u. ö.) usw. nicht unproblematisiert und traditionelle Kriegsästhetik nicht uneingeschränkt. Damit soll keineswegs gesagt sein, Fontane hätte diesen (oder gar überhaupt *den*) Krieg abgelehnt und die began-

20 Umgekehrt erwähnt Fontane eine ihm auffällige Wohlhabenheit unter der einfachen Bevölkerung und meint dazu (S. 214): »Uns hätten die fünf Milliarden [Kriegskontribution; W. A.] ruiniert; die Franzosen gehen drüber hin.« Es fragt sich sehr, ob Fontane nicht unzulässig verallgemeinert und kurzschlüssig gefolgert hat.

21 Differenzierungsbedürftig erscheint die Ansicht: »Die in »Kriegsgefangen« propagierte verbindende Humanität wird mehrere Male explizit zurückgenommen« (LOSTER-SCHNEIDER [wie Anm. 13] S. 83). Denn die von der Autorin angeführten Zitate belegen zuvörderst etwas anderes, nämlich die durchaus zutreffende Beobachtung (S. 82), die »Osterreise« sei »wesentlich nationalistischer« als der »Kriegsgefangen«-Bericht.

genen Kriegsverbrechen zur Diskussion gestellt²². Unübersehbar jedenfalls ist, daß er sich nur gelegentlich »an dem poetischen Schwunge der Linien« (S. 366), hier der Aufmarschreihen von Sedan, erbaute. Sobald er die Blickrichtung der zwangsweise Mitbetroffenen einnahm, verlor sich alles Angenehme an »einem gewissen höllen-poetischen Grauen« (S. 471) über Gefechtsnachrichten und Kampfplatzeindrücke. Eine dahingehende Lektion, von der er ungeschönt berichtet, erhielt er in Mezières. Überzeugt, daß das dortige Bombardement »vielleicht das grausig-poetischste« (S. 354) des Krieges gewesen ist, überwältigt ihn das malerische Trümmerchaos. Es reizt zum Abzeichnen, woran ihn gerade noch »die Mienen der ... Umstehenden« hindern, die ihm klarmachen: »Es liegt etwas Beleidigendes darin, sich das Unglück anderer Menschen mit bloßen Neugiersaugen anzusehen. Ist aber dies Neugiersauge zugleich das Auge eines Feindes, so wird der Affront nahezu unertragbar« (S. 355). Daß Fontane schärfer hinzusehen und offiziell tabuisierte Zusammenhänge zu durchschauen versuchte, beweisen solche Reflexionen und die aufgezeigten Brüche in den Kampfplatzschilderungen. Falls er sich an dieses Auftragswerk wirklich »genauso ungerührt« machte, »wie an die Wanderungen durch die Mark Brandenburg«²³, dann wurde er rasch anders belehrt.

Die »Osterreise« war – trotz unvermeidlicher Berührung mit »sight-seers of all nations« (S. 448) – insgesamt kein Schlachtfeldtourismus, schon gar kein erbaulicher, sondern weitreichend geprägt von den »Schrecken des Krieges« (S. 362). Zu ihnen kam ein Erschrecken über teils beobachtete, teils vermeinte Geschichts- und Traditionsverluste in Frankreich. Und wenn der Frankreichreisende Fontane mit dem Wanderer Fontane etwas sehr gemeinsam hatte, dann waren es sonderlich Vorbehalte gegen »das *Moderne*, das sich geflissentlich vom Historischen abwendet« (S. 197). Er wandte sich, ideell gegensteuernd, desto entschiedener drei – ihm mehr oder weniger künstlerisch bedeutsamen – Erscheinungsformen des Historischen zu: Kathedralen, geschichtsträchtigen Profanbauten, Denkmälern. Unter dem Aspekt der Modernismusproblematik, so wird zu zeigen sein, erweiterten sich die teils genretypischen, teils subjektivierten Funktionen von Kunst- und Architekturbeschreibungen²⁴ bei dem Reiseschriftsteller Fontane.

II

In einem Brief aus Saint-Denis an seine Frau machte Fontane am 18. April 1871 eine Bemerkung von aufschlußreichem Grundsatzcharakter:

»Gestern 2 Stunden in der Kathedrale. Die Schönheit dieser herrlichen Bauten ist es nicht mehr die mich interessirt, ich habe zu viel davon in meinem Leben gesehn und verstehe den-

22 Daß es sich genau umgekehrt verhält, demonstriert FRIEDRICH (wie Anm. 12) S. 126 und 176ff.

23 KÖHN (wie Anm. 8) S. 612. Was bringt es, »Fontanes Vorhaben« an der »beißenden Satire« von Karl Kraus »auf die Schlachtfelderrundfahrten« (ibid.) nach dem Ersten Weltkrieg zu messen? Beider historische Voraussetzungen sind viel zu unterschiedlich.

24 Zu »Funktion und Technik der Denkmalbeschreibungen Fontanes« vgl. Sonja WÜSTEN, Theodor Fontanes Verhältnis zu den historischen Denkmälern, Halle/S. 1975 (Diss. masch.), Kap. VI. Einen Extrakt der Arbeit gibt die Verfasserin in ihrem Aufsatz: Theodor Fontanes Gedanken zur historischen Architektur und bildenden Kunst und sein Verhältnis zu Franz Kugler, in: Fontane Blätter 3 (1975) S. 323–352.

noch nicht so viel davon, um nun gleich jedem einzelnen Baue seinen Werthplatz und seine besondere Bedeutung zuweisen zu können, aber der historische Erinnerungsschatz dieser Kirchen, ganz besonders auch in dieser Kathedrale, ist kolossal«²⁵.

Die privat-briefliche Selbsteinschätzung findet sich im Bericht über die »Osterreise«, eine »Studien- und Kunstreise«²⁶ besonderer Art, vielfach wieder. Der Reisende nennt sich kurz nach dem Fahrtantritt einen »Schüler der Ästhetik«, und zwar gelegentlich einer Begegnung mit dem namhaftesten zeitgenössischen »Lehrer« (S. 168) dieser *Wissenschaft*, mit Friedrich Theodor Vischer. Ob dessen voluminöses Hauptwerk »Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen«²⁷ hier bei Fontane Spuren hinterlassen hat, wäre der genaueren Überprüfung wert. Im großen und ganzen scheint es nicht so, denn er vermittelte betont subjektive Eindrücke. Sie sind gewonnen durch das Auge des auf Poetisierung abzielenden Historikers und Berichterstatters, den neben der historischen Bedeutsamkeit vordringlich »eine sofort fühlbare Poesie der Erscheinung« (S. 417) des Bau- oder Kunstwerkes anzieht. Umwertungen der Kathedralen-Herrlichkeit Frankreichs scheute er nicht, gemäß seiner Überzeugung, es sei verfehlt, »die Gotik ohne weiteres mit allem Heiligen, Hohen und Schönen« (S. 174) zu identifizieren. Er übte – noch währten seine beruflichen »Kritikerjahre« als Mitarbeiter der Presse²⁸ – an derartigen Pauschalisierungen Kritik und verteidigte vehement sein, ja »ein Recht, die Dinge zu vergleichen, zu prüfen, zu unterscheiden« (S. 175). Folglich beobachtete und recherchierte er zumeist recht genau; »Kathedralenbesuch« ist für ihn »immer eine herzhafte Arbeit« (S. 177). Er brachte, stets sachlich ausgebreitet, Legenden nicht minder bei als baugeschichtliche und sonstige historische Fakten. Denn Heiligen- und Heldengeschichten waren für ihn, den Balladendichter, nach wie vor ein Urquell der Poesie.

Die Reise brachte wider Erwarten auch im Bereich der Sakralkunst manche Blickerweiterung und veränderte Wahrnehmung. Unterwegs verlor Fontane noch in Saint-Denis einiges von der Abgeklärtheit. Es glich sich ihm das Verhältnis von Geschichts- und Kunstwert der französischen Kathedralen annähernd aus. Zu Anfang ging er am Straßburger Münster buchstäblich vorbei, am Ende trat er hinein und wohnte einer französischen Messe bei.

Die Kathedrale von Reims und die Basilika von Saint-Denis betrachtete Fontane primär unter dem Aspekt ihrer nationalen Geschichtsträchtigkeit, das heißt als Krönungs- beziehungsweise als Begräbniskirche der französischen Könige. Den ihnen beigemessenen spezifischen Rang erhärtete er im Vergleich mit Amiens: »... Reims hat die Fülle historischer *Erinnerungen*, St. Denis die Fülle historischer *Denkmäler* vor dieser Kathedrale von Amiens voraus« (S. 261). Bis zu dieser Reise-station hatte Fontane ein gewisses Differenzierungsvermögen gewonnen, das er seiner Frau gegenüber salopp selbstironisch reflektierte: »Alle diese kostbaren Bauten auseinanderzuhalten ist *auch* kein Spaß; doch hab ich jetzt so viel von diesen Din-

25 Emilie und Theodor FONTANE (wie Anm. 2) Bd. 2, S. 559f. (Brief Fontanes vom 18. April 1871).

26 Edgar GROSS im Nachwort zu FONTANE (wie Anm. 16) S. 521.

27 In 6 Bänden; Reutlingen, Leipzig und Stuttgart 1846–1857.

28 Hans-Heinrich REUTER, Fontane, Bd. 1, Berlin (auch: München) 1968, Buch II, Kapitel 12: »Kritische Jahre – Kritikerjahre«.

gen weg, daß ich es kann«²⁹. Der Brief, genau eine Woche nach jenem aus Saint-Denis geschrieben, bestätigte aber auch, daß anfangs etwas übertrieben wurde (»zu viel davon in meinem Leben gesehn«), denn der spezifisch französischen Gotik war Fontane auf seinen bisherigen Reisen kaum in solcher Originalität begegnet.

Obwohl dann der Kirchenbau von Rouen eher imposant als schön wirkte, ergab sich durch sein Inneres, durch die Chapelle Sainte Vierge, für den Studienreisenden erstmals ein Einklang von geschichtlicher und kunstgeschichtlicher Wertschätzung. Er bewertete die dort gesehenen Plastiken hoch (»Kunstwerk[e] ersten Ranges«), um daran eine gegenwartsbezogene kritische Verallgemeinerung zu knüpfen: »Wie sehr sind wir zurückgekommen seitdem! gewiß nicht vorwärts« (S. 292). An die – isoliert gesehen – unscharfe Bemerkung reißen sich weitere ähnliche und zunehmend verdeutlichende Aussagen, bis zum Schluß, in Straßburg, Geschichte und Kunst von einer bestimmten Gegenwart so überlagert werden, daß ein tiefer Zwiespalt aufbricht. Einerseits ist die Beseitigung jüngster Kriegsschäden an Stadt und Münster zu konstatieren, andererseits drängt bedenklichster (Kriegs)Tourismus heran, nämlich als personifizierter »Amerikanismus« (S. 490). Und das meint, als noch vergrößertes Phänomen der unterwegs zunehmend problematisierten »Moderne« in Frankreich.

Unter ihren ersten Eindrücken erklärte der Reisende, nach einigen Stationen eine spezielle Zwischenbilanz ziehend, in Amiens bündig programmatisch:

»Ein paar moderne Residenzen abgerechnet, die *nie eine Kathedrale hatten* ..., verbleibt doch der Kirche der Triumph, über alles Schönste, Höchste und wohlverstanden auch Interessanteste zu verfügen. Die monotone Schlösserherrlichkeit, die Museen, die Galerien, der ganze Apparat der Neuzeit hat den Zauber des »finstren Mittelalters« nicht entzaubern können« (S. 259).

Hier tritt sie wieder zutage, die Faszination fürs »alte romantische Land« – nur eben in einem gewandelt konkreteren Sinn als zu Beginn des Erlebnisberichtes »Kriegsgefangen«. Zugunsten des Historischen (einschließlich des Kriegsgeschichtlichen) gegen das abqualifizierte Moderne funktionalisiert, hat sie Fontanes Interesse auf ausgewählte Adelssitze konzentriert sowie auf diejenigen schloßartigen und sonstigen Bauten, die während der jüngsten Kämpfe Geschichtsbedeutung erlangten. Er urteilte stets distanziert, wo er eine historische Aura vermißte oder ein historisch gewachsenes Interieur. Denn all das »Schöne, was der moderne Reichtum zusammenträgt« (S. 197), war ihm – bis auf einige Exzentritäten³⁰ – suspekt. Nicht nur im ausgleichenden Unterschied zu den Kriegsstätten, sondern vor allem im Sinne einer der ideellen Grundtendenzen seines Berichtes fand er beim Schloß Liancourt etwas menschlich Beispielgebendes zu rühmen: die »aufgeklärt, gewissenhaft« umgesetzte Gesinnung des Schloßherrn François duc de La Rochefoucauld-Liancourt (1747–1827), das heißt seine »philanthropischen Bestrebungen, wie sie die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts charakterisieren (wer dächte *jetzt* noch daran)« (S. 198). Eine dezent mahnende Bemerkung, die zudem ganz nebenher zu ergehen scheint. Doch

29 Emilie und Theodor FONTANE (wie Anm. 2) Bd. 2, S. 565 (Brief vom 25. April 1871 aus Amiens).

30 Vgl. beispielsweise das Kapitel »Die Rivalen«, S. 199ff.

bleibt sie nicht die einzige ihrer Art, wenschon sie einen abgehobenen Stellenwert besitzt, da sie auf die Gegenwart allgemein bezogen worden ist, während sonst vorwiegend und weniger dezent die Franzosen angesprochen sind.

Denn an Kirchen- wie an Profandenkmälern (Plastiken) wollte Fontane einen stetigen, nach seiner Ansicht durch die Französische Revolution von 1789 eingeleiteten, Niedergang historisch-traditionsbewußten Denkens, den er mit fatalen ästhetischen und mehr noch ethischen Auswirkungen verkettet sah, bewußt machen. Am Denkmal von Louis XV., das vier Jahre nach dem Revolutionsausbruch demontiert und 1818 wieder aufgerichtet wurde, bemerkt er eine Widmung (»A Louis XV. / *Le meilleur des Rois*, / Qui par la douceur de Son gouvernement / Fait le bonheur des Peuples«), für die »ein wohlbeleibter Bourgeois« nur ein »Ah bah!« übrig hat. Pauschalisierend folgert der Autor daraufhin, in Frankreich habe »alles seinen Kurs verloren« (S. 185). Dem korrespondiert, daß die deutschen Sieger und (siehe Buchuntertitel) Okkupanten gelegentlich zu Wertbewahrern erhoben werden, insofern sie beispielsweise in der Kathedrale von Saint-Denis eine Statue der Marie Antoinette buchstäblich aus der – revolutionszeitlichen – Versenkung holten:

»Eine Art legitimistische Demonstration der Deutschen hatte Sorge dafür getragen, das schöne Bildnis der Königin aus der Gruftkirche (wo es neben Louis XVI. gestanden hatte) heraufzuschaffen. Hier kniete sie nun und nahm die Huldigungen derer entgegen, deren Väter und Großväter einst ausgezogen waren (vergeblich!), ihr das Leben und die Krone zu schützen« (S. 247).

Hat Fontane vergessen, daß die belobten Enkel, wie er an nicht wenigen Stellen unbeschönigt kundtut, Kulturgüter und Menschenleben vernichteten? Wahrscheinlich nicht. Nur sah er das königliche Revolutionsopfer in einem noch höher bewerteten anderen Zusammenhang als die jüngsten Kriegsoffer. Er stellte das monarchisch-legitimistische Staatsprinzip, das in Deutschland soeben nationale Einigung und ein neues Kaisertum hervorgebracht hatte, über das republikanisch-revolutionäre Prinzip, das in Frankreich gerade eine neue, das Kaisertum stürzende Revolution und nationale Entzweiung (Bürgerkrieg) bewirkt hatte. Und so befand er kurzweg: »... das einheimische Volk ... hat eben jetzt wieder an das Portal der französischen Königskirche [in Saint-Denis; W. A.] seinen alten langweiligen Spruch geschrieben: »Égalité, liberté, fraternité«. [Absatz] Einst ein Idol; heute nur noch ein Unsinn, eine Lüge« (S. 247).

Fontane rückte dem als destruktiv erachteten revolutionären Idol ein staatsgesellschaftlich ordnungsstiftendes an die Seite, und zwar das der Nationalheldin Jeanne d'Arc, in der er »das Sinnbild französischer Glaubenstapferkeit« erblickte (S. 299f.). Deshalb auch hat ihm ihr Denkmal in Rouen äußerst mißfallen: »Man stellte die Jungfrau, diese christlich-idealste Verkörperung des Kriegerischen, die je die Weltgeschichte sah, zurückgreifend, borgend, als *Bellona* dar« (S. 299). Hinzu kam, daß das Standbild beschädigt war, »mit halbem Arm und zerbrochenem Schwert«; was signifikant erschien für einen im doppelten Wortsinn zeitgemäßen Zustand der Traditions- und Würdelosigkeit, »eine Lächerlichkeit, aber freilich auch – weit über diese hinaus – eine furchtbare Wahrheit« (S. 300). Geschaffen durch die Kriegsniederlage, täglich bestätigt durch die fortdauernde Anwesenheit der Sieger. Und so betrachtet, konnte dem letztlich »deutsch denkenden« Reisenden eine neue Jeanne d'Arc nicht unbedingt wünschenswert sein.

Es war also noch etwas anderes nötig für die dem Land ansonsten sehr gewünschte »Wiedergeburt« (S. 281). Fontane fand es, bezeichnenderweise auf dem Wege nach Rouen, beim Nachdenken über das Denkmal des mittelalterlichen Enthusiasten Pierre l'Ermite:

»... dieses schöne, bevorzugte, verfallende Land, wenn es wieder empor will aus diesem Verfall, bedarf es dessen, was dieses Eremitenbildnis repräsentiert, bedarf es der *selbstsuchtlosen Hingabe an eine große Idee*. An die Stelle eitler Erregung muß wieder ein echter Enthusiasmus treten, eine Begeisterung, die hebt und heiligt, statt lächerlich macht, die gibt, statt bloß zu nehmen, und die mit dem Satze bricht, daß das Sparkassenbuch das Buch aller Bücher ist« (S. 281).

Hilfe, wo nicht gar alleinige Rettung, gab es für Frankreich, nach der ausgesprochen subjektiv idealistischen Vorstellung Fontanes, nur über eine konsequente Neubesinnung im Vorzeichen eines bestimmten Traditionsbezuges: des wiedergefundenen und erneuerten »Heilig-Überlieferten«, dezidiert gesetzt gegen »das Moderne«, wobei er christliche »Lebenssätze« über theologische »Glaubenssätze« stellte (S. 282). Wie aber war diese Alternative im einzelnen gemeint? Wie sollte die daran geknüpfte »große Idee« beschaffen sein und umgesetzt werden³¹?

III

Zunächst: Was machte das moderne Frankreich dem Autor Fontane so kritikwürdig? Er kam, das darf nicht vergessen werden, auch beim zweiten Mal noch in ein ihm relativ fremdes Land, von dem er – im markanten Unterschied zu England – wohl nur zeitübliche Allgemeinkenntnisse hatte. Diesem Fremden näherte er sich über ausgewählte kriegs- und kunstgeschichtliche Zeugnisse; erst während der Reise ergab sich ihm aus seinen subjektiven Wahrnehmungen ein detaillierteres Bild von gegenwärtigen Verhältnissen und Lebensbedingungen. Bilanzierend gewann er bis zur Hälfte seines Aufenthaltes einen negativen Eindruck, formuliert zwischen Amiens und Rouen (fernerhin bekräftigt): »Die französische Nation aber, als ein Ganzes genommen, setzt ihr Heil in das Moderne, in das Hohle und Trügerische und in die Anrufung der in den natürlichen Dingen verborgenen Dämonen« (S. 282). Hohl erschien diese Moderne dem Reisenden wegen des konstatierten Verlustes an Geschichts- und Traditionsbewußtsein, dämonisch erschien sie ihm angesichts eines dominanten materiell-pekuniären Denkens, für das er aktuelle Belege

31 Zu beachten ist, was über Fontanes Entgegensetzung von Historie und Moderne bereits herausgearbeitet wurde: »Damit tritt anscheinend das konservative Traditionsbewußtsein der am weitesten fortgeschrittenen zivilisatorischen Aufklärung gegenüber; es läßt sich zeigen, daß dies zu einfach wäre« (KÖHN [wie Anm. 8] S. 619, Anm. 17). Es wäre aber nicht nur eine simplifizierte, sondern eine verfehlte Feststellung. Denn erstens konstatierte Fontane eine Zwiespältigkeit der französischen Aufklärung infolge der Französischen Revolution, und zweitens bedeutete die französische Moderne ihm weder eine fortgeführte noch überhaupt eine Aufklärung im Sinne von Humanität, praktiziertem Gemeindenken usw.

im kriegsbedingt verteuerten Hotelwesen und Souvenirhandel fand³², überdies in einer beträchtlichen »Durchschnitts-Wohlhabenheit« (S. 214), über deren Herkunft er nicht reflektierte.

Da Fontane seine Einschätzung auf die gesamte Nation bezog, war schwerlich nur und wohl nicht einmal primär eine Großstadtmoderne³³ gemeint. Großstadtkritik hatte er einst partiell an London geübt, und auch sie war vom Geld-Dämon ausgegangen, um zu größeren kritikwürdigen Zusammenhängen vorzustoßen: zu einer problematischen nationalen Lebenshaltung³⁴. Hatte er dem englischen Volk Spekulationslust und Hochmut nachgesagt, so hielt er dem französischen – außer klischeehaft angelasteter »Nationaleitelkeit« und Gottlosigkeit³⁵ – namentlich »Undank und Pietätlosigkeit« (S. 287) vor, und zwar gegenüber der eigenen, bedeutenderen Vergangenheit. Ihr gestand er etwas von der Größe zu, die er dem zeitgenössischen Frankreich kategorisch bestritt – unter den Eindrücken des Kriegsausgangs, der ihm einen vorläufigen Tiefpunkt in dem spätestens seit der Französischen Revolution ablaufenden nationalen Niedergang bedeutete. Den Revolutionären von 1789 parallelisierte er die Communarden und ihre proletarischen Sympathisanten, die er verantwortlich machte für die endgültige Verkehrung der christlichen Dreifaltigkeit zu »jene[r] *Lügentrinität*, die die Freiheit in die Zerstörung des Überkommenen, die Gleichheit in die Herabsetzung alles Höheren und die Brüderlichkeit in die Verachtung der Sitte setzt« (S. 281). Aus der Sicht des Reisenden verkörperte die Pariser Commune die schlimmsten Schrecken des zerstörerischen Krieges und der verfallsgeprägten Moderne zugleich³⁶. Insofern wurde der Commune-Aufstand ihm zum Inbegriff des unverstanden abgelehnten Fremden in Gestalt der religionslosen und entsittlichten französischen Moderne³⁷. Sie bezeichnet einen Grenzwall, über den hinaus der Reisende sich nicht mehr darum bemühte, Fremdes unvoreingenommen zu analysieren und womöglich zu akzeptieren. Denn sie erschien ihm als extremer Gegensatz zur gottgewollten Welt-→Ordnung«.

Zu dieser Ordnung bekannte sich Fontane deutlicher denn je im Schlußkapitel, in dem er »ein politisches Glaubensbekenntnis« (S. 508) aus einer bemerkenswert dif-

32 Indes keineswegs auf der ganzen Reiseroute: »Im Uebrigen muß ich einräumen, daß alles eher billig als theuer ist, seitdem ich aus dem Dreieck Rouen, Dieppe, Amiens heraus bin« (Emilie und Theodor FONTANE [wie Anm. 2] Bd. 2, S. 574; Brief Fontanes vom 10. Mai 1871).

33 »Die argumentierende Abwehr einer als Verfall begriffenen, sinnentleerten Großstadtmoderne, die sich zerstörerisch gegen sich selbst wendet ...« (KÖHN [wie Anm. 8] S. 621). Diesen Befund zu differenzieren, legen Fontanes regelmäßige Stadt-→Wanderungen nahe, auf denen er vorwiegend Kriegstrümmer beklagt und ansonsten durchaus das Städtische oder Großstädtische mit belebten Straßen und Kommunikationszentren wie Cafés und Lokalen genießt.

34 Vgl. Theodor FONTANE, Ein Sommer in London (1854), insbesondere das Kapitel »Das Goldne Kalb«.

35 Fontane stand hier völlig in der Tradition der deutschen religionskritischen Aufklärer, die sich von den religionsfeindlichen Lumières gemeinhin distanzieren.

36 Herausgearbeitet bei KÖHN (wie Anm. 8) S. 619ff.

37 Daß hierbei ein Nationalvorurteil mit hineinspielt erweist sich an der beifällig zitierten Meinung eines deutschen Offiziers, es sei verfehlt anzunehmen, »daß es jetzt kläglicher um die Sitte und die Lebenskraft der Nation stände als zu den Tagen der Pompadour«, weil man in Frankreich stets »liederlich« gewesen sei (S. 358). Zum Problem des französischen Nationalcharakters bei Fontane vgl. auch SAGAVE (wie Anm. 9) S. 220ff.

ferenzierten Betrachtung über den gestürzten Kaiser Napoleon III. entwickelte. Statt die gewöhnliche Verteufelung des Exmonarchen zu teilen, unternahm Fontane nach Maßgabe seiner Kritik der Revolution und des Unglaubens und darüber hinaus im Vorzeichen christlicher Erleuchtung (»das Pfingstfest dämmerte schon«, S. 496) eine sachliche Kurzanalyse. Napoleons »Geschick« wurde gewertet als »eine Warnung« (S. 508) davor, es weiterhin zu verabsäumen, das »Dekadanz«-Problem zu lösen: »Er hat den Verfall nicht eingeleitet, aber ... *er hat ihn auch nicht gehemmt* ..., weil es ihm an der *Kraft* dazu gebrach. Diese Kraft fließt nur aus festen Überzeugungen, aus jener rätselhaften Tiefe, wo das Göttliche und der Glaube an dies Göttliche ruhn« (S. 511). Fontanes politisches Glaubensbekenntnis erweist sich, seine Weltsicht bestätigt sich als religiös fundiert³⁸. Auf diesem Fundament konkretisierte er ebenso die Problematik der Moderne wie die den Franzosen gewiesene Alternative zum bisherigen nationalen Niedergang.

Napoleon III. entlastend, indessen ein Nationalklischee aufrechterhaltend, wurde betont: »... die Liederlichkeit ist uralte in diesem Lande; die Anbetung des goldenen Kalbes aber ist Zeitkrankheit, die überall zu finden und in Frankreich schwerlich *zuerst* in ihren krassesten Formen aufgetreten ist« (S. 511). Fontane sprach, die Geldproblematik anbelangend, aus jahrelanger alter und aus kurzer neuer eigener Erfahrung. Die schlimmsten Erscheinungsformen jener »Zeitkrankheit« hatte er in England bis zum völligen Überdruß kennengelernt; an ihnen zerbrach die weitreichende Vorbildhaftigkeit, die er Großbritannien ursprünglich für das nachmärzliche Deutschland einräumte³⁹. Ein aktuelleres, keineswegs gebessertes Krankheitsbild, »Amerikanismus« genannt, war ihm soeben auf dem Straßburger Münster (!) vermittelt worden durch einen absolut selbstsicheren Amerikaner, der bei dem heimkehrenden Deutschen die Reflexion auslöste: »Unsere ganze Eisenbahn- und Telegraphenzeit, die die Bewegung an die Stelle des Stablen, die Hast an die Stelle der Ruhe, das Geld an die Stelle des Grund und Bodens setzt, was ist sie anders als Amerikanismus?« (S. 490). Wer so fragte, hegte zumindest die Ahnung einer irreversiblen Zeitenwende hin zu einer Moderne, die sich unaufhaltsam verbreitete (»America, that's the world.« ... Ich hatte nicht den Mut, zu widersprechen« S. 491) und auch Deutschland, sogar ihn selbst, bereits erfaßt hatte – zumindest in Gestalt der Zivilisation und Technik.

Auf jeden Fall war es etwas kurzschlüssig, technisch beschleunigte Mobilität und (statische) Stabilität zu polarisieren. Denn als gern und ziemlich häufig Reisender, sei es auch lediglich bei Kurztouren in die Mark Brandenburg, hatte Fontane stets die modernen Verkehrsmöglichkeiten, allen voran die Eisenbahn, gern genutzt. In Frankreich nun verstimmten ihn Zugverspätungen unter den Bedingungen der Okkupation und weckten keineswegs Sehnsüchte nach einer guten alten oder romantischen Postkutschenzeit. Die militärisch-verkehrstechnische Logistik des deutschen Generalstabs wurde zu Beginn der ersten Frankreichreise recht naiv bewundert und kommentiert: »Es ist eine *organisirte Völkerwanderung*. Immer

38 Von der Mitarbeit bei der Kreuzzeitung her, für die Fontane individuell prädisponiert gewesen sei; so FRIEDRICH (wie Anm. 12) S. 207f.

39 Vgl. u. a. Stefan NEUHAUS, Freiheit, Ungleichheit, Selbstsucht? Fontane und Großbritannien, Frankfurt a. M., Berlin (etc.) 1996, Kap. I.6.

neue Massen überschwemmen das Land, dessen Bevölkerung staunt und kopfschüttelt ...«⁴⁰. Wieder war Fontane fasziniert von einem »Zauber« der »*Massenhaftigkeit*«, der ihn erstmals in London erfaßt und nicht unwesentlich mit für ein modernes Großstadtleben eingenommen hatte⁴¹.

Es ergibt sich zur Evidenz, daß Fontane – trotz seiner Vorbehalte speziell gegen den »Amerikanismus« – keinen schematischen Antagonismus von Tradition und Moderne oder Mittelalter und Neuzeit aufstellte. Dem einstigen »Zauber« Londons korrespondierte jetzt der nicht minder beeindruckende »Zauber des ›finstren Mittelalters‹« französischer Gotik (S. 259). In ihrem ambivalent empfundenen Bann- oder Umkreis wurde keineswegs jegliches Alte gepriesen und jedes Neue verworfen, sondern auch außerhalb der Kathedralen differenziert wahrgenommen (beispielsweise nahe bei Saint-Denis: »alles Hübsche, was da ist, ist flach-modern, und was alt ist, ist einfach häßlich, ... die Fleischhallen – ein mittelalterliches Gerümpel«, S. 236). Von romantischem Mittelalterkult war Fontane gleich weit entfernt wie von unbedingtem Antimodernismus – und daher ebenso von einer erneuerten Querelle des anciens et des modernes mit einseitiger Parteinahme⁴². Kritisiert wurde, wie sich gezeigt hat, überwiegend die französische Spielart der Moderne, und zwar weder gesamtgesellschaftlich noch soziokulturell umfassend⁴³, sondern selektiv, wegen eines dreifachen ideellen Defizits: an vorrevolutionärer Traditionsbeziehung, uneigennütziger Gläubigkeit und gemeinsinniger Lebensmoral.

Diese Defizite hat der Reisende allenfalls zum Teil (Revolutionsgesinnung, Gewinnstreben) plausibilisiert, ansonsten sind sie in der Nähe eines Nationalvorurteils verblieben oder spekulativ erschlossen worden. Er problematisierte sie jedoch um so entschiedener, weil er einerseits auf sie Frankreichs Kriegsniederlage indirekt mit zurückführte, andererseits von ihrer Überwindung explizite einen alsbaldigen Neuaufschwung (»Wiedergeburt«, im doppelten Vorzeichen von österlicher Auferstehung und pfingstlicher Erleuchtung) abhängig machte; einen Neuanfang, den er ungeachtet seiner persönlichen Teilhabe an deutscher Siegerfreude zugunsten der französischen Menschen erhoffte. Und erforderlich dafür hielt er, rein idealistisch denkend, nichts als ihren eigenen guten Willen. Gelenkt sein sollten sie von einer neuen »ordnungübenden Regierung« (S. 510), die die Versäumnisse Napoleons III. überwand.

Mittelbar beispielgebend wirken konnte hierbei nach Fontanes Vorstellungen eine neue reichsdeutsche Innenpolitik vorzugsweise in Elsaß-Lothringen – sofern sie umsichtig genug erfolgte. Fontane plädierte nachdrücklich für eine behutsame Reintegration von Elsaß und Lothringen, obwohl auch er, hierbei ganz die offizielle

40 Emilie und Theodor FONTANE (wie Anm. 2) Bd. 2, S. 515 (Brief Fontanes vom 1. Oktober 1870).

41 Theodor FONTANE, *Sämtliche Werke*. Bd. 17: *Aus England und Schottland*, hg. von Charlotte JOLLES und Kurt SCHREINERT, München 1963, S. 8 (»Ein Sommer in London«).

42 KÖHN (wie Anm. 8) hingegen meint, daß »sich Fontane in der aktualisierten Querelle des anciens et des modernes auf die Seite der anciens stellt« (S. 623).

43 Der Kritik an neuerer Architektur und (Denkmals)Kunst korrespondiert keine Literaturkritik. Moderne französische Literaturwerke kommen in der »Osterreise« nicht vor, werden daher aber beispielsweise auch nicht mitverantwortlich gemacht für einen (vermeinten) ideellen Niedergang des besiegten Landes.

Ansicht seitens des Kriegsgewinners teilend, beide Gebiete als »kerndeutsche« (S. 482) betrachtete und ihre Wiedereroberung deshalb uneingeschränkt billigte. Politisch-nationales und humanistisches Denken gerieten in Kollision.

Einerseits wurden genau die sonst so vermißten Traditionsbeziehungen zu französischer Geschichte und Kultur verworfen, weil sie sündhaft und ehrenrührig seien, ja schlichtweg unberechtigt:

»Es gibt ein Geistiges, das *über* das Nationale geht; das soll unbestritten sein; und so *könnte* es denn (unter Umständen) einen Sinn und eine sittliche Berechtigung haben, wenn sich die Elsässer darauf steiften, »die besten Franzosen« zu sein. Aber nur blinder Dünkel und verstockte Unkenntnis können im gegenwärtigen Augenblick behaupten, daß dieses Geistige in Frankreich mehr seine Stätte habe als in Deutschland. Und so fällt denn jede Berechtigung zu Boden« (S. 464f.).

Auf den »gegenwärtigen Augenblick« zu rekurrieren, war das vielleicht größte Zugeständnis des Reisenden an die neuen staatspolitischen Gegebenheiten⁴⁴. Es verwickelte ihn zudem in einen Widerspruch. Denn im Vergleich mit den ihm sympathischeren Lothringern, denen er historisch gewachsenes Franzosentum zugestand, hatte er zunächst den elsässischen bornierten »Will-Franzosen« (S. 464) vorteilsbedachte neubelebte Deutsch-»Bruderschaft« (S. 427) unterstellt.

Andererseits warnte Fontane mit selbst erlebten Beispielgeschichten eindringlich davor, in Elsaß und Lothringen mit überheblicher bis gewaltbereiter Siegermentalität vorzugehen. Da sein Nationalgefühl ihm bei dieser Problematik kritische Kommentare verbot und sein privatbürgerlicher Autorenstatus ihm wohl Ratschläge unangemessen erscheinen ließ, beschränkte er sich darauf, mit bemerkenswerter Subtilität »ernsthaft und ganz allgemein die Frage vorzulegen: *ist denn wirklich alles so, daß es unsere Vorzüge klar erkennbar machen muß?*« (S. 485).

Überzeugt war der Frankreichreisende und Modernismuskritiker jedenfalls von einigen deutschen Vorzügen. Die ihm wichtigsten fand er, beim Besuch der Familie eines Mithäftlings von Ende 1870, im lothringischen Bitsch lebendig verkörpert. »Hier waren Studien zu machen: altdeutsches, frommes, protestantisches Bürger-tum« (S. 470). Einen entsprechenden »deutschen Geist« wünschte er von der neuen Obrigkeit propagiert und angewandt, war er sich doch, getreu seiner idealistischen Grundhaltung, sicher: »Der französische *Geist* muß erst wieder heraus. ... Die Berührung mit dem deutschen Geist allein kann diese Wandlung vollziehen: Lehre, Wissenschaft, Predigt, Lied. Vor allem auch die Presse« (S. 479f.). Im Vergleich zu Frankreich und zumal unter dem Aspekt des Kriegsausgangs zweifelte Fontane nicht an einer ideellen, religiös-sittlichen Überlegenheit Preußen-Deutschlands. Ob es ihm bewußt war, daß er sie, schwerlich zum Wohlgefallen aller Reichsdeutschen, einseitig auf nordeutsch-protestantische Traditionen gründete, läßt sich nicht ausmachen. Immerhin blieb sie, infolge bestimmter Realitätserfahrungen, perspektivisch nicht ungebrochen. So deutet die mehrfache ironisierte Verwendung von Schiller-Zitaten darauf hin, daß es ihn näher beschäftigte, wie Schiller als populärer Nationalklassiker vereinnahmt und dabei um die seiner Dramatik eigene Einheit

44 Fernerhin zeigt »diese Argumentation auch keinen besonderen Aufwand an Einfühlungswillen in die Grenzlandmentalität« (FRIEDRICH [wie Anm. 12] S. 300).

von Poesie und Geschichte gebracht wurde. Sodann, gewichtiger noch, hat der Autor Fontane keinen uneingeschränkten deutschen Konservatismus und Traditionalismus propagiert⁴⁵.

Von kaum zu überschätzender Tragweite ist es, daß am Ende des Buches ein ›Ordnungs- oder Staatsideal in Auseinandersetzung mit Napoleon III. und zugleich mit dem ›Geist von Potsdam‹ quintessenzartig hervortritt. Des letzteren Wesen wird »in einer unheilvollen Verquickung oder auch Nichtverquickung von Absolutismus, Militarismus und Spießbürgertum« (S. 496) gesehen – und das bedeutet, in einer für Fontane nicht minder besorgniserregenden Trinität als das Charakteristische der französischen Moderne⁴⁶. Er hat demgegenüber betont, der Mensch müsse »zu dienen und zu gehorchen wissen in Freiheit« (S. 497)⁴⁷. Und auf ebendiese staatsbürgerliche ›Freiheit‹ ist abgezielt, wenn von Napoleon III. »die höchst beherzigenswerten Worte« zitiert werden:

»Die Armee in Preußen ist eine Schule, in der ein jeder, der Reihe nach, das Kriegshandwerk lernt und in dem Gefühl der Pflicht erstarkt. ... Eine Armee, die nicht aus Söldnern, sondern aus der Elite der Nation besteht und auf dem Prinzip der Autorität beruht, das mit den Rechten des Bürgers nicht im Widerspruch steht, eine *solche* Armee ist der Schutz für die Festigkeit eines Staates« (S. 506).

Wohl gemerkt, als beherzigenswert stellt Fontane dies heraus und gibt somit zu verstehen, daß es die besagten Bürgerrechte erst noch zu verwirklichen gilt⁴⁸. Sofern er nicht vor ihr warnen wollte, hat er eine nach dem Potsdamer Geist vereinseitigte Traditionsbeziehung Preußen-Deutschlands zumindest problematisiert. Er hat, anders gewendet, nach den deutschen Einigungskriegen eine Art von behutsamer, bewahrenswerten Traditionen (religiös-sittliche Lebenshaltung) verpflichteter Modernisierung, die über den Militärbereich hinaus- und in die staatsbürgerliche Sphäre hineinreicht, für unausweichlich gehalten. Auch hier also vermied er letztlich, Herkommen und Moderne antagonistisch einander entgegenzusetzen.

Man muß sich, um die Brisanz all dessen ungeschmälert zu erfassen, genauestens vergegenwärtigen, was es in dem chauvinistischen Taumel von 1871 bedeutete, dem

45 Mit einer pauschalen Etikettierung des politischen Standpunktes in der ›Osterreise‹ wäre wenig gewonnen. Bekräftigen läßt sich anhand dieses Buches der neuere Forschungsansatz, Fontane eine Mittelposition zuzuschreiben; vgl. LOSTER-SCHNEIDER (wie Anm. 13) S. 92–97. Umsichtig ausgeführt worden ist sie, bezogen auf Fontanes Frankreichberichte, von SAGAVE (wie Anm. 9) S. 228: »Man kann sagen, sein Standpunkt ist gleich weit entfernt von den Äußerungen der Vertreter des offiziellen Deutschland (Nationalliberale wie Freytag und Treitschke) und den Stellungnahmen der deutschen Linksopposition ...«.

46 Also begann ›Fontanes Militarismus-Kritik‹ nicht erst »kurze Zeit nach dem Abschluß der beiden Bände über den Krieg gegen Frankreich« (FRIEDRICH [wie Anm. 12] S. 265).

47 Vgl. auch Kurt SCHÖBER, Theodor Fontane. In Freiheit dienen, Herford 1980, S. 9ff. Der titelliefernde Grundsatz Fontanes wird aus einem Gespräch im Roman ›Graf Petöfy‹ hergeleitet; ein Rückbezug auf die ›Osterreise‹ erfolgt allerdings nicht.

48 Es ist aufgezeigt worden, daß Fontane bei seinen Frankreichreisen bzw. in den Büchern über sie politische Vorstellungen entwickelte, die seine Spätphase fundierten; vgl. Pierre-Paul SAGAVE, Theodor Fontane et la France de 1870/71, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 1 (1976) S. 160–177.

gestürzten französischen Kaiser eine für Deutschland wegweisende Äußerung zuzubilligen und sie letztendlich dem neuen deutschen Kaiser nahelegen, statt ihn selbst huldigend anzuführen; und damit nicht genug: statt auch nur ein einziges Mal in den allgemeinen Jubel über die Reichsgründung einzustimmen. Fontane hielt sich zurück, mit Vorschußlorbeeren mehr noch als mit Empfehlungen für das junge Deutsche Reich.

Die Gründerjahre bestätigten Fontane nachdrücklich, daß »die Anbetung des goldenen Kalbes« sich als eine »Zeitkrankheit« (S. 511) unaufhaltsam ausbreitete. Und bereits 1873 mahnte er, in einer Theaterkritik, über heroische Kriegsdramatik unverhohlener denn je: »Die Phrase ... möge sich bescheiden und das Lied von dem deutschen Treumut und der welschen Tücke auf sich beruhen lassen. Wir *haben* nun Elsaß und Lothringen und können ohne sonderliche Einbuße *eines* dafür aufgeben: unsere alte Weltstellung als Generalpächter der Sittlichkeit«⁴⁹. An Deutschlands Rechtsanspruch auf Elsaß-Lothringen hatte Fontane nach wie vor keinerlei Zweifel. Am Ideal einer Herkommen und Erneuerung einenden Reichs-Ordnung zum Wohle aller oder jedenfalls möglichst vieler Menschen hielt er unerschütterlich fest.

RÉSUMÉ FRANÇAIS

L'objectif de cette étude est d'examiner de manière plus approfondie le contexte politique et conceptuel de l'ensemble des problèmes déjà relativement bien traités touchant au genre littéraire du récit de voyage d'une part et à la différenciation de l'image de l'ennemi à la fin de la guerre franco-allemande de 1870/71 d'autre part; il s'agit aussi d'observer les différents types de perception de »l'étranger« et de »l'étrangeté«. Cette étude cherche à montrer comment, à partir d'un niveau de récit relevant complètement de l'histoire culturelle, qui englobe alternativement les domaines de l'histoire militaire et de l'histoire de l'art, peuvent naître des réflexions socio-politiques bien intentionnées sur l'après-guerre dans les deux pays.

Durant son voyage à travers la France, Fontane était en quête d'un romantisme à la fois artistique et historique et peut-être également guerrier, mais il fut constamment confronté aux horreurs et aux victimes de la guerre. De plus, il fut épouvanté par une déperdition, en partie observée réellement, en partie imaginée, une déperdition affectant (au moins depuis la Révolution de 1789) l'histoire et les traditions dans un pays »moderne« aux orientations plus matérielles que spirituelles. Dans ses descriptions d'églises, d'édifices profanes et de monuments, il constate de manière répétée ces dommages. Étant donné qu'il faisait un parallèle indifférencié entre les révolutionnaires de 1789 et ceux de 1871, la Commune devint pour lui l'image même d'une étrangeté – à la fois incompréhensible et irrecevable – sous la forme de cette modernité française, qui lui paraissait dépourvue de religion et de morale.

Toutefois, il s'avère évident que Fontane n'est pas tombé dans le piège d'un antagonisme schématique entre tradition et modernité ou entre Moyen Âge et Temps Modernes. Il critiquait de manière sélective

49 Theodor FONTANE, Sämtliche Werke. Bd. 22/1: Causerien über Theater. Unter Mitwirkung von Kurt SCHREINERT hg. von Edgar GROSS, München 1964, S. 241.

une variété nationale de la modernité et cela surtout en raison d'un triple déficit au niveau des idéaux: déficit dans la relation à la tradition prérévolutionnaire, absence d'une foi altruiste et d'une morale de la solidarité. Ces déficits ont, au moins en partie, été rendus plausibles par le voyageur Fontane (mentalité révolutionnaire, appât du gain), sinon ils sont à mettre au compte d'un préjugé national ou d'une exploitation spéculative. En tout cas, il en exposa la problématique d'autant plus résolument que, d'une part, il attribuait dans une certaine mesure la défaite de la France à ces déficits et que, d'autre part, il considérait qu'il était indispensable de les surmonter pour rendre rapidement possible un nouvel essor, une «renaissance» qu'il espérait sincèrement.

Dans la comparaison avec la France, et en prenant surtout en considération le dénouement de la guerre, Fontane croyait fermement en une supériorité morale et religieuse de la Prusse. Mais il en tirait cependant une double recommandation adressée au nouvel Empire: premièrement, de réintégrer les territoires reconquis sans user de violence et deuxièmement, de réformer la doctrine politique militaro-prussienne en tenant profondément compte de la tradition. L'idéal qu'il suggérait donc aux deux pays était celui d'une forme de société modérément moderne et axée sur le bien-être de l'humanité.